

men noch ein Stück näher? Nicht jedes Kapitel ist gleich ergiebig, aber das liegt in der Natur der Psalmen. Ein und der selbe Psalm kann mich heute tief berühren, eine Woche später ist er nur ein Psalm unter vielen. Die getroffene Auswahl der Psalmen entspricht wahrscheinlich den persönlichen Vorlieben der Autoren. Ich persönlich hätte den einen oder anderen meiner Lieblingspsalmen auch noch gerne dabei gehabt. Alles in allem ist das Buch die gelungene Variante einer Psalmenauslegung, dessen besonderer Reiz gerade darin besteht, dass dies sowohl in jüdischer als auch christlicher Weise geschieht. Damit wird auch sehr schön deutlich, wie beide Religionsgemeinschaften voneinander lernen können.

Herbert Winklehner OSFS, Eichstätt

Chaim Noll, **Kolja. Geschichten aus Israel**. Verbrecher Verlag, Berlin 2012. 285 Seiten.

„Hier gibt es Zäune, die das Leben unterteilen.“ In der Geschichte *„Auf der anderen Seite des Zauns“* wird ein erst vor kurzem eingewanderter amerikanischer Student von seinem Lehrer über die Bedingungen belehrt, unter denen in diesem Land nicht nur gelebt wird, sondern auch *erzählt* werden muss. Da gibt es Zäune, die nicht nur Juden und Araber, Neueingewanderte und dort Geborene trennen. „Ich stehe auf meiner Seite des Zauns, nicht auf der anderen, ich habe mich immer gescheut, Geschichten von der anderen Seite des Zauns zu erzählen.“ Der alte Hochschullehrer ist überzeugt, dass alles andere „nicht aufrichtig“ wäre. Was dem 1995 mit seiner Familie eingewanderten Berliner Schriftsteller Chaim Noll gelingt, ist genau das: von „seiner Seite des Zauns“ berührende Geschichten zu schreiben, die nicht behaupten, dass er wüsste, wie es sich anfühlt, „drüben“ zu sein, aber sich trotzdem sanft anzunähern, wie in der Geschichte *„Mitten im Krieg“*, in dessen Mittelpunkt der arabische Arbeiter Sharif steht.

Die Geschichten zeigen, dass ihn die Liebe zu seiner neuen Heimat *sehend* macht: für Schönheiten und Chancen, für Gefahren und Absurditäten. Er erzählt mit dem Blick eines Zugewanderten, der sich auch oft noch selbst orientieren muss. Die Nähe des Krieges schreibt viele Geschichten um. Die Notwendigkeit, sich zu entscheiden, bringt Menschen schneller dazu, sich zu verpflichten. Was die Geschichten auch auszeichnet, ist ein feiner, oft komischer Sinn für das Wunder, für unmöglich Erscheinendes, das sich *doch* ereignet: Das kann, wie in *„Der Mann im Glaskasten“*, die Erfahrung mit ei-

ner unbarmherzigen Bürokratie sein, die plötzlich Gnade zeigt. Hier werden Erinnerungen an Franz Kafkas Blick wach, der Machtverhältnisse so darstellt, dass die „göttliche Dimension“ durchscheinen kann. Der Philosoph Slavoj Žižek weist in seinem Buch „Die Puppe und der Zwerg“, das sich den Paradoxien in Christentum und Judentum widmet, darauf hin, dass man von Kafka auf jeden Fall eines lernen könne: „Was könnte ‚göttlicher‘ sein als die traumatische Begegnung mit einer völlig absurden Bürokratie, etwa wenn uns ein Beamter mitteilt, in rechtlicher Hinsicht existierten wir gar nicht? Anlässlich solcher Begegnungen erhaschen wir einen Blick auf eine andere Ordnung jenseits der bloßen irdischen Alltagsrealität.“ Auch wenn der Atheist Žižek hier auf eine andere Art von Transzendenz hinweist, fassen diese Sätze doch sehr gut zusammen, auf welche Momente es einem Gläubigen wie Chaim Noll ankommt.

In vielen der Geschichten gibt es einen Hinweis auf „eine andere Ordnung“; überraschend, aber auch oft beiläufig. Manchmal sind es *Beweise*, die ganz undramatisch geführt werden, aber umso eindrücklicher sind. In „*Der Erstgeborene*“ ist ein am Down-Syndrom leidender Mann Vorbeter in der Synagoge. Die Ärzte staunen, dass ihm trotz seiner Behinderung so vieles gelingt. Der Vater des Jungen sagt einfach: „Jeder ist auf seine besondere, einmalige Weise krank, wie wir überhaupt alle besonders und einmalig sind, jeder ein Geschöpf für sich, mit der besonderen Aufmerksamkeit unseres Schöpfers bedacht.“

Seinen Sinn für das Staunenswerte zeigt Noll auch dort, wo es um die Wesen geht, die die „besondere Aufmerksamkeit“ der Menschen brauchen. In „*Die Sprache der Tiere*“ fängt ein Nachbar einen Leopard, der in der Gegend sein Unwesen getrieben hatte. Es war ihm gelungen, mit dem Tier so lange zu kommunizieren, bis Hilfe kam und es nicht getötet werden musste. Der Held erklärt, dass er mit dem Leopard wie ein Kind gesprochen habe, ohne Angst, die erst die Grenze zwischen Mensch und Tier errichtet. „Du weißt ja, Gott hat sie in unsere Hand gegeben. Sie wollen, dass wir stark sind. Stark, nicht grausam.“ Es gibt wohl kaum einen anderen zeitgenössischen deutschen Erzähler, der die Geschöpfe seiner Dichtung mit so großem Respekt behandelt und der unseren Schöpfer und die Ordnung, in die wir Menschen gestellt sind, auf so freundliche, doch nachdrückliche Weise, manchmal ironisch, aber auch mahnend, in Erinnerung ruft.

Bettina Klix, Berlin